

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 26

Artikel: Stille

Autor: Degen, Lilian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zeigte seine Zähne, die furchtbar aussahen, und knurrte dabei, daß es dröhnte wie ferner Donner. Langsam rückwärtsgehend, um ihn nicht noch mehr zu reizen, aber an allen Gliedern zitternd, verließen sie den Raum. Dann berieten sie, wie man den Zauber lösen könnte, aber weil sie das rechte Wort nicht fanden, verschwanden Riese und Hund und Türe und sie fanden nie mehr eine Spur davon.

IX.

Einmal lebte ein rechter Hexenmeister, der auch sein Glück an der Grasburg versuchen wollte. Er hatte mit dem Teufel einen Bund geschlossen, der wollte ihm einen ganzen Wagen voll Gold und Silber geben, wenn er ihn ohne ein Wort zu sagen aus der unterirdischen Schatzkammer herausziehen könne. Er brachte es aber nicht zustande, weil er zu schwer war. Da warb er noch andere an, um ihm zu helfen, und legte ihnen dasselbe strenge Stillschweigen auf, das auch ihm geboten war. Nun zogen sie mit vereinten Kräften den Wagen hinauf. Als die Borderräder beinahe den ebenen Weg erreicht hatten und nur noch ein letzter Rud nötig war, rief er in freudiger Selbstvergessenheit aus: „Hü i Gott's Name! und Rrrrr — fuhr krachend und tosend der Wagen wieder zurück und ward nie mehr gesehn. Hätte er aber nicht gerufen: Hü i Gott's Name, so hätte vielleicht der Teufel sie alle genommen. So aber hatte er keine Macht über sie.“

X.

Mit dem großen Abbrechen der Grasburg 1572 bis 1575 war sie wohl noch nicht so weit zerstört, wie wir sie heute kennen. Eine Ansicht von Löhrer aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zeigt sie noch größer, als sie gegenwärtig ist, obgleich sie wohl schon vorher, wie auch seither, als Steinbruch ausgebaut wurde. Vielleicht aber hat sie der Maler auch ein wenig zurechtgeputzt, denn andererseits schreibt der bernische Arzt Dr. Schöpf im Jahr 1577, daß die Burg „vier Jahre vorher verlassen und dem Erdboden gleich“ gemacht worden sei. Aber wiederum bezogen die Freiburger 50 Jahre nach dem vernichtenden Zeugnisse des Besuchers von 1577 noch für 275 Pfund „um 153 Stück dufft unter dem alten Schloß graspurg“ und „denne hatt hanns klein, der steinhouwer, von den muren an dem alten Schloß selbs dritt ein tag dufft ußbrochen“, um „mit den dufft studen die alte schür (beim Schlößli) gegen den wärtter am rein underzefaren“.

Von 1573 an blieb die Ruine im Besitz der beiden Städte, ein Verkauf an einen Freiburger Hans Fryo 1624 mußte wegen Berns Widerspruch nach 4 Jahren rückgängig gemacht werden. So blieb das „Altschloß“, wie es im Volk noch heute heißt, Gemeingut bis 1798. In Privatbesitz gelangte die Grasburg 1846, als sie der Staat Bern um 300 Fr. alter Währung an Herrn von Stürler-Steiger verkaufte, nach dessen Geltstag sie 1883 von Johann Schmied von Wahlern ersteigert wurde. 1894 kam sie dann samt dem „Schlößligen“ an die Stadt Bern, die dort Quellwassergebiet gekauft hatte. Später errichtete sie auf dem Schloßgut das „Ferienheim Grasburg“.

Wir haben über die Ruine Grasburg zwei vorzügliche Arbeiten aus der Feder des Herrn Dr. Burri, „Die Grasburg unter savoyischer Herrschaft“, Bern, Grunau 1907, und „Die Grasburg, ihre Baugeschichte und ihr einstiges Bild“, 2 Teile, ebenda 1911. Ihnen, sowie der volkstümlichen kleinen Schrift von „Fritz Bürgi: Die Ruine Grasburg“, Verlag des Berner Tagblatt 1916, haben wir das historische Material entnommen. Die Klischees stammen aus ersterem Werk, das vom Historischen Verein des Kantons Bern herausgegeben wurde.

■ ■ ■ Rosen. ■ ■ ■

Eine Skizze aus der Grenzbefestigung von Walter Richard Umann.

Nach wochenlangem, strengem Dienst an der Grenze marschierten wir ins Land hinein, um hinter der Front

auszuruhen und vor allem, die durch den andauernden Wachtdienst etwas erlahmte Straßheit des Exerzierens wieder aufzufrischen. Manche Bequemlichkeit, die wir lange schmerzlich vermisst, winkte uns. Des ganzen Bataillons hatte sich eine recht fröhliche Stimmung bemächtigt. So auch meiner; besonders auf das Zimmer freute ich mich.

Schon mittags zogen wir mit schmetternder Musik im Dorfe ein. Wir hatten also Zeit genug, eine passende Unterkunft zu suchen. Die Mannschaft war bald untergebracht und mit dem Reinigen ihrer Ausrüstung beschäftigt. Ich begab mich persönlich auf die Quartiersuche. Aber, oh je, da war alles schon besetzt, wo ich anklopfte. Außer unserm Bataillon lag noch eine ganze Abteilung Feldartillerie im Dorfe. Es war zum Verzweifeln. Ich befand mich in einer keineswegs rostigen Stimmung und schwirrte im stillen, ein nächstes Mal mir lieber ein Zimmer durch den Fourier zu sichern.

Eine noch junge, etwas bleich aussehende Frau mit einem Kind auf dem Arm kam auf mich zu. Das Kleine schrie mich freudig an und streckte mir seine Patschhändchen entgegen. Fast schüchtern erwiederte die junge Frau meinen Gruß und versuchte ihr Kind zum Schweigen zu bringen: „Lassen Sie das nur, gute Frau, und sagen Sie mir lieber, wo hier ein Zimmer zu finden ist!“

„Für Sie?“ fragte sie, mich zaghaft ansehend.

„Ja, es braucht kein extra schönes und großes zu sein, nur eins, in welchem ich mich wohl fühle!“

„Ich hätte schon eines; mein Mann ist schwer augenkrank und liegt im Spital, und da schlafe ich mit den zwei Kindern zusammen. Es wird Ihnen aber zu weit oben sein; es ist eben nur ein Dachzimmer. Brauchen könnte ich zwar eine kleine Nebeneinnahme schon bei den teuren Zeiten!“ fügte sie noch traurig hinzu. Sie hätte das letztere gar nicht zu sagen brauchen; schon bei den ersten Worten war ich fest entschlossen, das Zimmer zu nehmen. Ohne Besinnen forderte ich die Frau auf, mich in ihr Heim zu führen. Bald betraten wir ein schmuckes Haus und stiegen drei Treppen empor. Dann öffnete die Frau eine Türe und sagte schlicht: „So, da wär's!“ Ich sah in ein kleines, blitzsauberes Stübchen, erfüllt von lichten Sonnenstrahlen. Auf einem kleinen, mit einem grünen Teppich überdeckten Tisch standen in einer weißen Vase rosarote Rosen. Ein großer leuchtender Busch, er wünschte mir: „Bleib hier!“ Eine helle Kinderstimme fragte hinter mir: „Du, Mutti, kommt der Soldat zu uns?“ Es war der etwa vierjährige Knabe, den die Frau zu Hause gelassen hatte, der fragte. Er sah dabei bittend zur Mutter empor.

„Ja, Kleiner, ich bleibe; wo Blumen im Haus, da ist es heimelig! Aus Blumen lächelt ein Glück!“

(Aus dem „Häuslichen Herb“, Zürich.)

■ ■ ■ Stille. ■ ■ ■

Unendlich licht und sonnenklare
Schweigende Lüfte horchen und lauschen
Den Klängen der Unendlichkeit —
Kein Blatt, kein Sträuchlein wagt zu rauschen.

Kein Hämllein weht! — Verstedt im Grase
Zirpt kein Grillchen in vorlauter Weise —
Und selbst des Silberbächleins Sang
Tönt traumverloren — heimlichleise!

Auch meine Seele läßt sich mählich
In stilles Lauschen und Sinnen wiegen:
Denn irgend einer Wahrheit Licht
Und irgend eine Offenbarung
Muß in dem tiefen Schweigen liegen!

Lilian Degen, Bern.

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —